
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 124. Bromberg, den 30. Mai. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(25. Fortsetzung.)

Wenn sie sich selbst streng untersuchte, war nichts weiter über sie selbst zu sagen, als daß sie, ob mit oder ohne Grund, verliebt war. Freunde und Möbelhändler zogen an ihr wie Schatten vorüber. Hinter den Schatten schimmerte ihr eigentlicher Plan als einzige Wirklichkeit. Sie tat, was sie als Frau tun konnte. Sie hatte einen einzigen Erfolg. Sie ging in alle Reisegesellschaften, um festzustellen, ob in ihren Listen Ende Januar oder Anfang Februar ein Mann mit Namen Drake stünde. Es fanden sich neun oder zehn Drakes als Fahrgäste in der ersten Klasse, doch keiner konnte der sein, den sie meinte. Sie kam nicht auf den Gedanken, Andy wäre vielleicht unter einem anderen Namen gereist. Die unendlichen Schwierigkeiten, womit sie sich ihren eigenen Paß hatte beschaffen müssen, ließen eine solche Vermutung nicht aufkommen. Jedenfalls gab es keinen Hermann Drake unter den Fahrgästen der ersten Klasse. Eines Abends, als ein ungewöhnlicher Newyorker Sommerregen an die Scheiben ihres achtzehnten Stockwerkes klopfte, kam ihr Andys letzte Erscheinung ins Gedächtnis, Andy, wie er aus der Sloane Street gekommen war, abgehetzt, triefend vor Regen und dann wieder in der Regennacht verschwindend. Da begriff sie auf einmal, worin sie fehlgegangen war. Sir Hermann Drake, das hatte sie irre gemacht und ihr vorgegaukelt, Andy, der vor dem Gesetz flüchtige Andy Drake wäre in voller Öffentlichkeit und im Glanz der ersten Klasse nach Amerika gefahren. Sie machte ihren Weg noch einmal. Zuerst zu der Cunnard Line, dann zu der White Star.

So entdeckte sie ihn. Als Fahrgast der „Homeric", in der dritten Klasse. Ein Andermann Drake war in Newyork am 4. Februar gelandet.

Doch war sie damit sehr viel weiter? Aus seiner Postkarte wußte sie ja schon, daß er in Newyork war. Immerhin, sie war einen Schritt weiter gekommen. Er hatte Hermanns Namen abgetan und sein eigenes totes Ich wieder aufgenommen. Er hatte offensichtlich seinen alten Paß benutzt. Wem fiel noch die Anzeige in der Times ein, die Monate zurücklag und den Tod eines gewissen Andermann Drake angezeigt hatte? Der Betrug war leicht gewesen, insbesondere wohl dadurch, daß, wie ihr Freund Hugo Bellamy ihr angedeutet hatte, das Auswärtige Amt ein Auge zudrückte. Hier in Newyork oder in den Vereinigten Staaten irgendwo lebte er also unter seinem eigenen Namen.

Sie atmete erleichtert auf. Er hatte Sir Hermann und dessen teuflisches Werk abgeschworen. Sie konnte nun ihn selbst suchen und war von dem Alpdruck Hermann befreit. Sie wandte sich an eine berühmte Anwaltfirma, die ihr Mister Stebbings empfohlen hatte, und erhielt den Besuch eines Mister Nikolas Pyne. Das war ein junger, fetter, kleiner Mann, mit dunkler Haut, unauffälliger Kleidung und angenehmen Umgangsformen.

„Miß Merrow", sagte er, „Sie waren so liebenswürdig, eine Besprechung zu wünschen. In welcher Weise kann ich Ihnen dienen?"

Sie bot ihm einen Stuhl an in ihrem engen Hotelzimmer, nahm die Zigarettenschachtel vom Tisch, bediente sich selbst und bot auch ihm eine Zigarette an. Er hatte ein angenehmes Lächeln und machte den Eindruck eines klugen jungen Mannes, der in einer öffentlichen Bücherei angestellt ist, eher, als den eines Privatdetektivs. Diana hatte noch nie in ihrem Leben einen Detektiv gesehen.

„Sie müssen mir", sagte er, „Ihr volles Vertrauen schenken, Miß Merrow, bei uns handelt es sich nicht nur um berufliche Verschwiegenheit, sondern tatsächlich um die Verschwiegenheit eines Beichtstuhles. Wäre es anders, würden Firmen wie wir binnen einer Woche keine Arbeit mehr haben."

Er zog einen Notizblock und einen Bleistift heraus.

Diana kam sich ziemlich lächerlich vor.

„Ich suche einen Mann."

„Einen Mann?" fragte Mister Pyne höflich. „Was für einen Mann?"

Sie lachte und berichtete von ihren Nachforschungen. Ein Passagier dritter Klasse, namens Andermann Drake, war anfangs Februar auf dem Dampfer „Homeric" der White Star Linie in Newyork gelandet. Im Oktober vorigen Jahres hatte er nach einem Aufenthalt von fast zehn Jahren Amerika verlassen. Soviel sie wußte, war er als Schauspieler durch die ganzen Vereinigten Staaten gekommen. Ein Engländer? Jawohl. Wie alt? Wie er aussah? Sie beantwortete die Fragen, so gut sie konnte. Ob sie ihm einige Anhaltspunkte, Daten oder Plätze zu nennen vermöchte, die seinen zehnjährigen Aufenthalt betrafen? Das konnte sie nicht. Mehr als je schien ihr Andys Vergangenheit schleierhaft. Sie wußte nicht mehr, als ihr Horatio Flower berichtet hatte.

„Das ist ein Jammer. Jede neue Tatsache wäre wichtig."

„Es ist alles, was ich Ihnen sagen kann."

„Leider nicht genug", sagte Mr. Pyne. „Dieser Andermann Drake ist dritter Klasse nach Amerika zurückgereist? Was für ein Leben hat er in England geführt?"

„Das", sagte Diana, „hat nichts mit Ihnen zu tun. Ich meine es nicht unhöflich, Mr. Pyne."

Er antwortete lächelnd: „Bei diesen unpersönlichen Dingen kann von Unhöflichkeit keine Rede sein."

Sie hob lachend die Hand. „Und doch dürfen Sie den Fall nicht zu unpersönlich betrachten. Wie könnten Sie sonst das leiseste menschliche Interesse dafür aufbringen? Warum, glauben Sie, will ich diesen Mann finden?"

„Ich habe keine Ahnung. Nach Ihrer bisherigen Haltung würde ich sagen, daß Sie ihn nicht suchen, um ihn aus irgendeinem Grund der Polizei zu übergeben."

„Ganz im Gegenteil", erklärte sie.

Er schloß seinen Notizblock, steckte ihn in die Tasche und erhob sich.

„Schenken Sie mir so viel Vertrauen, Miß Merrow, daß Sie zugeben, es würde Ihnen Freude bereiten, ja, Sie glücklich machen, wenn wir Mister Drake fänden."

Sie begegnete einem freundlichen Schimmer in den Augen des kleinen fetten Mannes.

„Ja. Vielleicht bin ich imstande, ihn aus einer schrecklichen Lage zu befreien, in die er sich gebracht hat. Ich möchte ihn um seiner selbst willen finden. Um ihm zu helfen, nicht um ihm zu schaden. Ich muß das noch vor Ihnen feststellen. Sie verstehen, nicht wahr?"

„Vollkommen, Miß Merrow", sagte Nikolas Pyne.

Die Tage im Juni schlichen hin in der ungeheueren Hitze Newyorks. Zugleich verschwanden die wenigen Bekannten Dianas von der Bildfläche. Die Glut der endlosen, in der Sonne dunstenden Gebäude begann tiefer und immer tiefer über den luftleeren Straßen zu lagern. Freunde der Stebbings hatten sie aufs Land geladen. Sie widerstand der Versuchung, sich glücklich und zufrieden zwischen frohen Menschen zu bewegen. Sie mußte in Newyork bleiben. Arbeit, erklärte sie ihnen, sei Arbeit. Doch, während alle dabei an ihre Arbeit in Hinblick auf Möbel und dergleichen dachten, meinte sie es im Hinblick auf Andy Drake.

An einem Spätnachmittag saß sie am Fenster ihres Wohnzimmers und sah aus der für sie jetzt nicht mehr so schwindelnden Höhe auf Newyork herab, das blaß und verschwommen in der Hitze brütete. Die mächtigen nahen und fernen Bauten, die sich auftürmten, träumten in dem Siededunst. Hier und dort glänzte eine Kuppel metallisch golden im Sonnenglanz. Sie saß an ihrem Fenster in dieser Backofenluft, verärgert und verzweifelt, und es wurde ihr noch heißer, da sie gegen sich selbst wütete. Diana, die Jägerin! Das war sie. Sie jagte diesem unglücklichen Manne nach. Warum fuhr sie nicht heim? Warum nahm sie nicht das nächste Schiff nach England und vergaß das alles? Was, zum Teufel, hielt sie hier fest, mit magnetischen Kräften, und zwang sie, hier auf diesen Mann zu warten? Er liebte sie. Das fühlte sie. Seelisch, geistig, bewußt, unbewußt, mit allen Mächten, die für einen Mann, der eine Frau begehrt, in Frage kommen. Über seine Stellung zu ihr war sie sich im klaren. Es handelte sich hier um die Frage, wie ihre eigene jetzige, irrsinnige Lage zu erklären und zu klären war. Sie selbst? Sie, Diana? Was war aus ihrem Verstand geworden, was aus ihrem Gefühl, ihrer einstigen Unnahbarkeit? Sie fühlte sich müde und entmutigt. Sie hatte nichts zu tun und war zu nichts und keinem nütze. Da schlug der Fernsprecher an. Der Portier meldete ihr die Ankunft eines Mister Nikolas Pyne.

„Oh, schicken Sie ihn herauf", rief Diana.

Die Puderdose in der Hand, machte sie sich vor dem Spiegel zurecht. Als der Liftjunge ihr den Besucher meldete, ging sie ihm mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Ich habe tagelang auf Nachrichten von Ihnen gewartet. Haben Sie welche?"

„Ich glaube, ja", sagte er, „doch ich bin nicht ganz sicher. Haben Sie heute abend etwas vor?"

„Nichts", sagte Diana.

„Hätten Sie Lust, mit mir auszugehen?"

Ihr Herz klopfte, als sie fragte:

„Um festzustellen, ob er es ist?"

Er nickte. „Die Vorführung findet in einem nicht gerade sehr vornehmen Haus statt, drüben in Brooklyn. Für die Newyorker ist Brooklyn fast so weit weg wie Philadelphia. Ich glaube, Sie werden sich wohler fühlen, wenn Sie nicht allein dorthin gehen."

Diana lachte. „Sie wollen damit sagen, daß Sie mich in ein Varieté mitnehmen wollen?"

Missis Pyne und ich würden es gerne tun."

„Ihre Frau?"

Sie erschrak ein wenig bei dem Gedanken, der unpersönliche Fachmann, Doktor, Rechtsanwalt, Polizeibeamte, führe auch ein Privatleben. Aber dann sah sie seine freundlichen, lebhaften Augen.

„Das ist sehr liebenswürdig von ihr."

„Gar nicht. Sie gehört zur Firma. Als heimliches Mitglied. Sie flößt Vertrauen ein und fragt nach nichts. Wenn ich erkläre: beruflich, so stellt sie keine Frage. Es ist der einzige Weg, um vorwärts zu kommen. Ich glaube, sie wird Ihnen gefallen, Miß Merrow", sagte er halb nachdenklich, halb voll stolzer Gewißheit.

„Ich bin überzeugt davon", sagte Diana. „Wie heißt das Stück?"

„Die Tochter des Mammon!"

Diana seufzte. Lieber Gott. Was hatte Andy Drake in solch elender Spelunke zu suchen?

„Meine Frau und ich meinten, daß Sie uns vielleicht die Ehre geben würden, ein Abendessen mit uns einzunehmen. Man soll, wenn irgend möglich, niemals hungrig auf die Jagd gehen. Es gibt ein kleines italienisches Restaurant unten in der Stadt, echtestes Newyork, das englische Damen wie Sie sonst nicht Gelegenheit haben kennenzulernen. Wenn Sie sich uns anvertrauen wollen?"

Diana hätte sich in diesem Augenblick jedem auch weniger vertrauenerweckenden Menschen, als es Nikolas Pyne war, anvertraut. Sie nahm die Einladung dankend an. Wann und wo sie sich treffen wollten?

„Meine Frau wartet schon unten im Wagen", sagte er. Diana ging eilig zum Telephon. „Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt? Sie muß heraufkommen und einen Cocktail trinken. Ich habe hier meinen kleinen Kellner."

„Sie wird heute abend noch genug Cocktails bekommen", meinte er lachend. „Darum, wenn es Ihnen recht ist, gehen wir lieber gleich."

Frau Pyne war eine elegant gekleidete Frau mit rosigem Kindergesicht und einer erstaunlich sicheren Stimme. Sie lenkte den Wagen. Diana vermutete, sie lenke Nikolas auch sonst immer und fühlte sich behütet, belustigt, erheitert, obwohl es sich um das schauerliche Auftreten Andys handelte. Sie fragte:

„Ist er mit Namen genannt?"

„Wenn er als Andy Drake auftreten würde, Miß Merrow" erwiderte Pyne, „dann hätte ich nicht nötig, Sie um Ihre Mithilfe zu bitten."

Diana hatte gegessen, ausgezeichnet gegessen, in dem gemütlichen kleinen Lokal. Pyne hatte ihr in dieser einen Stunde mehr über Newyork erzählt, als sie in Monaten erfahren hatte. Sie waren über die unendlich lange Brücke gefahren. Es war noch Tageslicht. Die Dämmerung eines Junisommertages. Der Wagen hielt plötzlich vor einer Flut elektrischen Lichtes.

Sie warteten in einer überfüllten Halle, so bunt, wie man sich in den kühnsten Träumen nicht die arabischen Nächte vorstellt. Da standen strahlende Buden, in denen man geheimnisvolle Dinge kaufen konnte. An der hereinströmenden Menge entlang gingen Angestellte in roten und gelben Uniformen hin. Sie waren strahlende Vorboten der Töchter des Mammon und stellten Mammonsdiener dar. Pyne hatte einen jungen Mann im Abendanzug begrüßt, der im Kassenraum verschwand und mit drei Karten wieder auftauchte. Das Haus war herrlich beleuchtet mit kunstvoll wechselndem Licht. Sie sah auf das Programm, das ihr ein lustig angezogenes Mädchen in die Hand drückte. Es berichtete von einigen Einlagen, die den „Töchtern des Mammons" vorausgehen sollten. Das Orchester, einmal purpurrot, dann wieder rosa in dem immer wechselnden Licht, begann seine Musik. Der Vorhang ging auf über einem abgestuft angeordneten Haufen von Tänzern. Ein männliches Tänzerpaar trat vor und betätigte sich unwahrscheinlich akrobatisch. Ein Klavier wurde auf die Bühne gerollt. Eine Sängerin trug ein Lied vor. Dann kamen noch mehr Tänzergruppen, von allen möglichen Lichtwirkungen umspielt. Diana war müde vor Erwartung und achtete kaum auf die Vorgänge der Bühne. Ihr Programm wies noch zwei oder drei weitere Nummern auf. Ihre Augen durchwanderten das überfüllte Haus. In der Reihe vor ihr saßen zwei Mädchen, die kicherten und Kaugummi lutschten. Als stürmisches Gelächter ihre Aufmerksamkeit auf die Bühne lenkte, sah sie einen kleinen Mann in einem Clownkostüm, der versuchte, einen Tisch mit Stahlbeinen aufzustellen. Sobald er ihm den Rücken zuwendete, klappte der Tisch flach zusammen. Dasselbe geschah mit einem großen schwarzen Schrank auf Rädern, den er aus den Kulissen hervorzog. Es waren die üblichen Clownscherze. Schließlich hielt der Clown zwischen dem umgefallenen Tisch und dem schwankenden Schrank unentschlossen inne und lief endlich hin zu dem Schrank, um ihn mit ganzer Kraft festzuhalten. Diana stimmte in das unbekümmerte Lachen mit ein.

Aber jetzt, als er den Schrank aufrichtete, öffneten sich die Türen und ein Mann trat heraus, in schwarzen Trikotbeinkleidern. Er winkte dem umgefallenen Tisch, da stellte sich der Tisch wie zurechtgewiesen gehorsam auf, und ebenso machte er es mit dem Schrank. Danach zog er dem Clown die spitze Mütze vom Kopf und enthüllte einen Haufen dichter weißer Haare. Die Mütze flog hinauf bis an die Decke. Der schwarze Mann zog eine große Visitenkarte hervor, sie begann zu brennen, er schleuderte sie gegen den Clown, sie verschwand in der Luft. Doch der Clown tat seine Hand an seinen Nacken, als sei er erschrocken, und zog aus seinem Kragen ein verkohltes Stück Pappe, das in seinen Händen zu Staub zerfiel.

Alles das ging ungeheuer schnell, so schnell, daß Diana kaum Zeit fand, den kleinen weißhaarigen Mann in ihrer Erinnerung unterzubringen. Sie hatte ihn schon früher einmal gesehen. Doch nicht auf der Bühne.

Sie wandte sich zu Frau Pyne.

„Wer sind diese beiden?"

„Cyrus und Cafferelli."

Cafferelli . . . Wieso? Ja! Nach und nach schien der Gang des Mannes in Schwarz immer bekannter. Als er hinter dem Tisch stand, vom Licht umstrahlt, und sich von dem schwarzen Hintergrund abhob, wurde ihr Gewißheit.

(Fortsetzung folgt.)

Alter Volksglaube am Himmelfahrtstag.

Von Ferdinand Erken.

Der Städter weiß vom Himmelfahrtstage neben seiner kirchlichen Bedeutung heute meist nur, daß er der Tag der Herrenpartien ist. Auf dem Lande dagegen haben sich noch zahlreiche halb mystische Gebräuche erhalten, uralter Volksglaube umgibt den Himmelfahrtstag, der zurückgeht bis in die frühesten Zeiten alten Germanentums und sich mit einer bewundernswerten Lebendigkeit bis in unsere Tage erhalten hat. Den großen kirchlichen Festtagen haftet vielfältige Bedeutung an, insbesondere, wenn alte Volksbräuche aus vorchristlichen Zeiten übernommen wurden und alter Glaube und Aberglaube im Volke lebendig blieb.

So war der Himmelfahrtstag wie wir ihn heute feiern früher einmal als „Helig Thorsdag" bekannt, heiliger Tag des Thor, an dem nach nordischem Volksglauben der auf dem Golde liegende Drache seine Schätze sonnt. Deshalb ist der Himmelfahrtstag noch heute der Tag, an dem geheime Schätze gehoben werden können.

Da Himmelfahrt stets auf einen Donnerstag fällt, wird der Tag vor allem in Beziehung zum Gewitter, zu Thor — Donar, dem Gott des Donners, gebracht. Man sagt, daß am Himmelfahrtstage immer ein Gewitter kommt. Die Tatsache der ständig verregneten Herrenpartien scheint damit in gewissem Zusammenhange zu stehen! Will man das Gewitter abwenden, so muß mindestens ein Familienmitglied an diesem Tage zum Abendmahl gehen, sonst schlägt der Blitz ein. Ein Begräbnis am Himmelfahrtstage hält schwere Gewitter vom Orte fern.

In früherer Zeit schnitt man in der Schweiz am Himmelfahrtstage vom Getreide einige Halme ab und trug sie zur Segnung gegen Unwetter in der Kirche um den Altar. Damit war die Vernichtungsgefahr, die dem Felde durch schwere Gewitter und Hagelschlag drohte, abgewendet. In den toskanischen Appeninen pflegten die Bauern früher Käse, der am Himmelfahrtstage bereitet wurde, sobald ein Ungewitter heraufzog, auf die Haustür zu streichen. Auch befestigte man Eier, die an diesem Tage ausgebrütet waren, an den Dächern. All dies schützte das Haus vor Gewitter und Hagel!

In vielen Kirchengemeinden herrschte früher der Brauch, am Himmelfahrtstage während des Gottesdienstes ein Christusbild zur Versinnbildlichung der Himmelfahrt zur Decke der Kirche emporzuziehen. Aus jener Richtung, nach der dabei das Christusbild schaut, kamen — so glaubte man während des Sommers die Gewitter. Im Bergischen herrscht noch heute vielfach der Glaube, daß am Kölner Dom in der Nacht zum Himmelfahrtstage eine seidene Fahne herausgehängt würde. Wenn diese vor Feuchtigkeit und Kälte steif würde, so gebe es teures Brot.

Um sich vor Hagel zu schützen, soll man vor allem an diesem Tage nicht arbeiten bezw. gewisse Tätigkeiten meiden. Wer arbeitet, insbesondere strickt oder näht — dem, sagt man, ziehen die Gewitter nach. Ja, das Nähen ist nicht nur für den gefährlich, der die Arbeit tut, sondern sogar für jeden, der ein am Himmelfahrtstage genähtes oder geflicktes Gewand trägt. Auch ihm ziehen die Gewitter nach oder seine Mutter stirbt. Man soll nach Möglichkeit überhaupt nicht einmal eine Nähnadel anrühren oder gar einfädeln!

Auch das Baden bringt an diesem Tage Gefahr. Hier deckt sich der Volksglaube zum Teil mit dem des Johannestages. Der Fluß will sein Opfer haben und zieht jeden Badenden in die Tiefe . . .

Heiraten in der Himmelfahrtswoche bringt ebenfalls Unglück, das Paar muß dann bald sterben. Für den Landwirt ist es wichtig, nicht zu säen und vor allem keine Bohnen zu pflanzen.

Wenn nun für den Himmelfahrtstag viele Warnungen laut werden,, so ist er andererseits auch in vieler Beziehung glückbringend und zur Ausführung mancher Verrichtungen gut geeignet. Hierher gehört z. Beispiel das Setzen der Glucken. Am Tage vor und nach Himmelfahrt gedeiht allerlei heilkräftiges Kraut, das oft sogar auf Steinhaufen wächst. Flachs soll der Landmann möglichst am Abend vor Himmelfahrt säen, weil er dann besonders lang wird.

Der Morgen des Himmelfahrtstages ist gut zum Butter machen, weil da die Hexen nicht buttern können. Butter, die bereits vor Sonnenaufgang bereitet und nicht gesalzen wird, ist besonders heilsam. Viele Kräuter, die am Himmelfahrtstage gesammelt werden, haben heilende Kräfte.

Dann gibt es noch ein ganz hervorragendes Schönheitsmittel, das besonders alle Frauen und Mädchen interessieren wird, die mit den gefürchteten Sommersprossen geplagt sind. Wenn man sich nämlich am Himmelfahrtstage vor Sonnenaufgang mit dem Tau der Wiese das Gesicht wäscht, so ist dies das beste Mittel gegen die Sommersprossen! Die Heilwirkung des Wassers am Himmelfahrtstage wird dadurch noch heute zum Ausdruck gebracht, daß in manchen Gegenden die Brunnen an Himmelfahrt bekränzt werden und das Vieh besonders oft getränkt wird.

Auch in den Gerichten, die am Himmelfahrtstage auf den Tisch kommen, zeigt sich der alte Volksglaube. So heißt es, man müsse unbedingt an diesem Tage sog. „fliegendes Fleisch" essen zum Gedenken an Christi Flug zur Höhe. Unter diesem „fliegenden Fleisch" sind alle Arten von Geflügel zu verstehen.

Und wenn es regnet? Ein schlechtes Zeichen. Dann wird es 40 Tage oder 10 Sonntage regnen! Möge die Sonne scheinen!

Der Friedhof des Priesters Johannes.

Abessinische Erinnerungen eines russischen Emigranten.

Von P. Bulygin.

Als russischer Emigrant, einer von den vielen Heimatlosen, die die größte Umwälzung der Geschichte über die ganze Welt zerstreut hat, kam ich vor einigen Jahren nach Abessinien und bekam dort eine Anstellung als Ingenieur. Ich wohnte in der Umgegend von Addis-Abeba am Rande eines herrlichen Eukalyptus-Waldes. Mein Häuschen — eigentlich eine armselige Hütte aus Tonerde — hatte zwei kleine Zimmer und war sehr gemütlich. Die Fenster waren sogar mit Fensterscheiben versehen, was hier als ungewöhnlicher Luxus galt. Die Glasscheiben waren aus mattem Glas, aber immerhin waren es Scheiben aus richtigem Glas — also eine Seltenheit. Abends saß ich auf meinem kleinen Balkon, der mit wunderbaren Blumen geschmückt war und erholte mich von den Strapazen des Arbeitstages. Allerdings hatte das friedliche Leben in meinem Häuschen eine Schattenseite — das Haus lag gegenüber einem Friedhofe.

Was ein abessinischer Friedhof ist, das wissen nur sehr wenige. Ich kann davon vieles erzählen. Abessinien hat sich, obwohl durch das mohammedanische Ägypten von der übrigen Christenwelt seit vielen Jahrhunderten abgeschnitten, eine Art Christentum erhalten, das aber nichts

mit unseren Begriffen von Christentum gemein hat und am besten mit einem Kult, der stark mit Aberglauben und mit Elementen verschiedener Religionen durchsetzt ist, zu bezeichnen ist. Als Schutzpatron Abessiniens gilt der heilige Johannes, der von den Abessiniern „Priester Johannes“ genannt wird. Der Friedhof des heiligen Johannes, der vor meinem Häuschen lag, war ein durch einen Zaun aus Mimosenzweigen abgegrenztes Grundstück mit einer Kirche, die mehr einer Scheune ähnlich sah und die nicht mit einem Kreuz, sondern mit einem achteckigen Stern mit Glaskügelchen geschmückt war. Die Toten wurden unter einem Haufen Steine bestattet, kein Kreuz oder sonstiges Zeichen schmückte die Gräber. Jede Nacht ertönte auf dem Friedhof ein furchtbares Geheul — ein Winseln, Jammern. Brüllen, das man nicht beschreiben kann. Hunderte von Tierstimmen vereinigten sich zu einem wahrhaft teuflischen Konzert. Es waren zahllose halbwilde Hunde, die hier jede Nacht ihren schrecklichen Schmaus holten und die Leichen, die sie mit Leichtigkeit ausscharrten, verzehrten. Oft gesellten sich Hyänen zu diesem Leichenschmaus, sie wurden von den Hunden verjagt — wieder hörte man wilde Laute, die einem das Blut in den Adern erstarren ließen.

Hyänen konnte man übrigens auch in der Stadt begegnen — ich sah einmal in der belebtesten Straße, im Zentrum von Addis-Abeba, vor einem in Licht gebadeten Kino eine Hyäne, die von einer Schar wildkläffender Hunde verfolgt wurde. Die ganze Nacht, bis zum Morgengrauen dauerte das herzzerreißende Geheul auf dem Friedhofe fort — sobald die Sonne aufging, verschwand der Spuk der Nacht wie ein Albdruck. Dann fing aber ein anderes Schauspiel an: eine Beerdigung. Die Toten werden in Abessinien nach uralter Sitte beim Morgengrauen bestattet. Die Zeremonie wird mit einem dröhnenden Trommelwirbel eingeleitet — die Trommel ersetzt bei dem abessinischen Gottesdienst die Orgel, während der Messe wird gleichfalls getrommelt! Eine gewaltige Menschenmenge versammelt sich auf dem Friedhof. Zwei Dutzend halbnackter Klageweiber schlagen sich an die Brust und erheben ein ohrenzerreißendes Geheul. Die Toten trägt man, in ein rotumrändertes Gewand (eine Art römischer Toga) eingehüllt, auf einer Bahre. Särge kennt man in Abessinien nicht, die Leichen werden ohne Sarg eingescharrt. Während des Einscharrens bewegen sich die Klageweiber im Takt zu ihrem Geheul und wiegen sich in einem gespenstischen Tanze. Nach abessinischem Brauche wird dem Sterbenden von seinem nächsten Verwandten „geholfen, ins Jenseits überzusiedeln“. Zu diesem Zwecke werden im Augenblicke der letzten Zuckungen dem Todeskandidaten Nase und Mund zugehalten. Der Zweck ist, den „Seitan“ (Teufel) zu verhindern, von der Seele des Sterbenden Besitz zu nehmen.

Es geschah einmal, daß in einer patriarchalischen abessinischen Familie eine alte Frau, Großmutter und sogar Urgroßmutter, das Zeitliche gesegnet hatte. Der Alten wurde von ihrer Tochter, wie es sich gehört, Nase und Mund verstopft. Dann wurde sie mit großem Prunk bestattet. Hunderte von Bettlern und zahlreiche Wandermönche fanden sich auf dem Friedhof ein, wo ihnen ein ganzer gebratener Ochse serviert wurde. (Bei Begräbnissen von reichen Leuten wird den Gästen ein opulentes Essen auf dem Friedhofe angeboten, wobei ungeheure Mengen Fleisch verzehrt werden. Wird zu dem Essen noch Wein kredenzt, so endet die Zeremonie gewöhnlich mit einer wüsten Schlägerei.) Am nächsten Morgen nach der Bestattung erwachte die Alte in ihrem Grabe. Sie setzte sich aufrecht in ihrer Grube, die mit einer dünnen Erdschicht kaum bedeckt war, zitternd vor Angst. Die Träger, die gerade eine Leiche zur letzten Ruhe trugen, ließen die Bahre fallen und liefen, laut schreiend, entsetzt davon. Nachbarn erschienen und fingen an, Beschwörungen stammelnd, die unglückliche Alte mit Steinen zu bombardieren. Das Gesicht blutete, und bald wäre sie endgültig gestorben, wenn nicht ein zufällig anwesender Europäer die Verwandten der Alten über die Erscheinungen des Scheintodes aufgeklärt hätte. Die Alte wurde aus ihrer Grube befreit, man holte Schnaps, begoß reichlich ihre Wiederkehr zum Leben, wollte sie aber um keinen Preis ins Haus hereinlassen! Man erweiterte ihre Grube, grenzte sie mit Pfählen ab, bedeckte die Grube mit einem Dach aus Eisen und ließ die Alte dort wohnen. Die Alte bekam eine Sklavin zur Bedienung, sie wurde von ihrer Familie täglich besucht und lebte noch drei Jahre in ihrer Grube, bis sie eines Morgens aus ihrem Schlaf nicht mehr erwachte. Man ließ die Leiche in der Grube liegen, bis sie von Hunden aufgefressen wurde.



Bunte Chronik



Ein „gewichtiger“ Eisenbahnpassagier.

Welches Durchschnittsgewicht des einzelnen Fahrgastes wird eigentlich beim Bau von Eisenbahnwagen in Betracht gezogen? 150 Kilogramm jedenfalls sind ein Gewicht, mit dem die Eisenbahn nicht zu rechnen pflegt, wenigstens behauptet das der Vertreter der englischen Eisenbahngesellschaft in dem Prozeß, der jetzt von einem Fahrgast angestrengt worden ist. Sir Frederic Henderson ist einer der schwersten Männer Englands. Seine 150 Kilogramm Körpergewicht haben ihm schon manche Ungelegenheit bereitet. Ein wenig erfreuliches Mißgeschick traf den Unglücklichen, als er letzthin, um eine Geschäftsreise von Edinburgh nach London anzutreten, in Edinburgh den Zug bestieg. Unter Ächzen und Stöhnen war Sir Frederic Henderson die Bahnhofstreppe heraufgeklommen, hatte sich durch das Menschengewühl den Bahnsteig entlang geschoben und machte sich endlich daran, einen Wagen des Zuges zu erklettern. Und da geschah das Schreckliche: Die Treppe des Waggons brach unter dem Gewicht Sir Hendersons und er stürzte mit ihr zugleich auf die Bahngeleise. Mit vieler Mühe gelang es, den Unglücklichen aus seiner Lage zu befreien. Dann stellte sich heraus, daß er immerhin beim Sturz einige nicht unerhebliche Verletzungen davongetragen hatte. Sir Frederic war außer sich. Und er verklagte die Eisenbahngesellschaft auf einen Schadenersatz von 5000 Pfund. Denn die unzweckmäßige Anlage der Wagentreppe, sei allein an dem Unfall schuld gewesen. Die Eisenbahn ihrerseits versucht, die Verantwortung von sich zu schieben. Sie dreht im Gegenteil den Spieß um und behauptet, wenn einer Schadenersatz zu beanspruchen habe, so sei sie es, denn Sir Frederic Henderson habe ihren schönen Eisenbahnwagen demoliert. Der Vertreter der Eisenbahn behauptet, es könne der Gesellschaft nicht zugemutet werden, bei dem Bau von Wagen ein Gewicht des einzelnen Reisenden von 150 Kilogramm in Betracht zu ziehen. Die Treppe sei sehr stabil gewesen. Und außerdem sei durch den Unfall der gesamte Zugverkehr auf der Strecke gestört worden, weil man im letzten Augenblick vor der Abfahrt den zerstörten Waggon abkoppeln mußte und der Zug deshalb mit Verspätung losfuhr. Und die Reparatur des Wagens sei außerordentlich kostspielig gewesen. Nun streiten sich beide. Der Ausgang des merkwürdigen Prozesses wird in England mit Spannung erwartet.



Lustige Ecke



Antwort.

„So kann man unmöglich einen Sterbenden spielen. Immer naturgetreu, mein Lieber, immer naturgetreu.“

„Entschuldigen Sie, Herr Regisseur, aber ich bin noch niemals gestorben.“

Verständlich.

„Meine Frau hat Nervenschmerzen.“
„Leidet sie sehr?“
„Sie weniger, aber ich.“

Der löcherige Grund.

Der Arzt traf den Jungen. „Wie geht's daheim?“
„Vater muß im Bett liegen.“
„Hoffentlich nichts Ernstes?“
„Nein. Mutter flickt ihm nur die Hose.“

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.